

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Auferstehung.

Eine Paramythe.



Es war an jenem schmerzlich-frohen Tage, als Josephs Brüder, von der Hungersnoth in Canaan getrieben, nach dem paradiesischen Egypten zogen.

Von dem Statthalter des Landes, ihrem verkauften Bruder, mit harten Reden und Anklagen gezeißelt, harrten sie bestürzt dem Ausgange ihrer Sendung entgegen.

Joseph, nach langem Kampfe, von zärtlicher Bruderliebe übermannt, verließ die Halle und, in sein geheimstes Gemach zurückgezogen, müdete er sich ab, die hastige, heiße Thräne zu unterdrücken, die Furche des tiefsten Schmerzes auf seiner Stirne zu glätten.

Er kehrte zurück in die Versammlung, lud besänftigt die Brüder, — die Fremden — zum Gastmahle ein. Daß an der königlichen Tafel beim Genuße der Speisen und der balsamischen Weine die köstlichste Labe nicht fehle, waren auch die Weisen Egyptens, die auf dem Felde der göttlichen Weisheit graugewordenen Hieroglyphendeuter zugegen.

Die höchsten Fragen der Menschheit: Gott, Unsterblichkeit, Auferstehung kamen zur Sprache. Die letzte Frage die eben erörtert werden sollte, stieß bei einigen egyptischen Weisen auf harten Widerspruch.

„Die Atome der Seelenhülle, des todten Körpers — rief Necho, der greise Erzieher der königlichen Kinder — sind zerstoßen, in alle Winde verweht. Wenn auch nicht zerstört, nicht vernichtet — da Nichts in der Welt vernichtet werden kann — wo fänden sich je die einzelne, in aller Luft versprengten Theile wieder zu einander, um wieder ein Ganzes zu bilden, wie es einst lebte und fühlte, sich freute und sich betrübt. — Daß die Form, wäre sie nur vorhanden, organisch gebildet, belebt werden könnte, will ich dir zugeben, um nicht Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu häufen. Aber wo das Gefäß für den Lebensgeist hernehmen? Wie den zersehten Staub wieder zur vorigen Gestalt zusammenfügen?“

Die geübtesten Kämpfer im gelehrten Streite unter Jakobs Söhnen suchten eifrig diese alte Glaubenslehre mit beredter Zunge zu verfechten. Besonders war es Isachar, der jetzt an den starren Necho das Wort richtete:

„Die theuersten Kleinodien des menschlichen Her-

zens werden von einem schlichten Sinne, einem kindlichen Gemüthe oft leichter begriffen, dauernder festgehalten, als von der tiefen Weisheit ernster erfahrener Forscher.“

„So will auch ich, statt hochstolzirender Beweisgründe, dir ein schlichtes Märchen erzählen, um deinen stolzen verneinenden Verstand mit zartem seidnen Gespinnte zu fesseln und so den gewaltigen Koloss mit sanften Banden nach und nach dem Glau- ben zuzulenken.“

„Im Lande Chawila, wo das Gold werthlos am Pisonufer, wie der Sand am Weltmeere, aufgehäuft liegt, hat das seltene Eisen im Verkehr denselben Werth, wie bei uns das Gold. Eisen regiert dort die menschlichen Handlungen und Leidenschaften. Der Besitz des Eisens ist dort die Zielscheibe jeglichen Strebens.“

„Ein Reisender aus Aram Naharaim, der dort einige Zeit lebte, erzählte mir ein seltsames Begegniß. Er trat eines Tages in das Gemach eines ihm befreundeten Heilkünstlers, als eben Niemand zugegen war. Auf dem Estrich war nach Landes Sitte feiner Sand ausgestreut. Die Sonnenhitze war sehr groß; und während er, seinen Freund erwartend, den kühlen Wasserstrahl aus einer Marmorurne im Palmengarten rieseln hörte, bemeisterte sich seiner ein heftiger Durst.“

„Er wollte in den Garten, um seinen Durst zu stillen. Da ihm aber ein Trinkgefäß mangelte, griff er in Eile nach einer Krystallschaale mit dunklem Staub gefüllt, schüttelte den Inhalt, der mit dem Bodensande im Gemache eine Aehnlichkeit zu haben schien, auf das Estrich und wollte hinab in den Garten.“

„Zu spät bemerkte er, daß es nicht Sand war, was er verschüttet, sondern kostbarer Eisenstaub, womit der Arzt Milzfranke zu heilen pflegte.“

„Er erschrock, er eilte fort, er wollte in der ersten Bestürzung die Flucht ergreifen. Schon war er zur Zimmerthür hinaus, als der heimkehrende Arzt ihm entgegentrat.“

„Der arme Aramäer fiel ihm zu Füßen, und gestand das Unheil, das er aus Unvorsichtigkeit im Hause angerichtet. „O, der unseligen Uebereilung! — rief er — wie den Schaden ersetzen, da es unmöglich ist den verschütteten und zerstreuten Eisenstaub von dem mit ihm vermengten Bodensande aufzulesen?“

„Berubige dich! — entgegnete der Arzt. Du sollst

getabilien werden dem Dekonomen die bemerkenswertheften Muster von Weizen, Hafer, Gerste, Reis, Mais, Futtergräsern, Sämereien, getrockneten u. s. w. vor Augen liegen. China und Westindien, der Himalaya und die Anden werden ihre Pflanzenbeiträge liefern. — Gegerhene Getränke und destillierte geistige Substanzen sind ausgeschlossen, außer sie sind selten wie der Araf der wilden Dattel oder der Pflanz der merikanischen Aloe. — Faserige Pflanzenstoffe wird die Baumwollensstaude, der Hanfstengel von China, Jamaika und Neuseeland liefern. Sie werden so geordnet sein, daß man ihrer verschiedenartigen Verarbeitung bis zur letzten Vollendungsstufe wird folgen können. Die dritte Abtheilung von Rohmaterialien begreift animalische Substanzen, die zur Nahrung verwendet werden, wie Milch in fester Substanz, Nepang, die Nester der Java-Schwalbe; animalische Oele; Schafwolle, Federn, Häute, Seide, Elfenbein, Perlen, Korallen aller Art u. s. w. Die Aufzählung der in die andern drei Klassen gehörigen Gegenstände folgt später.

— Eines Abends, als Racine bei Frau von Maintenon zwischen ihr und dem König saß, kam das Gespräch auf die Pariser Theater. Nachdem man die Oper abgehandelt, ging es über die Komödie her. Der König erkundigte sich nach den Stücken, nach den Schauspielern und fragte Racine: woher es denn komme, daß, wie man ihm sage, die Komödie jetzt so tief unter demjenigen sei, was er in früheren Zeiten davon gesehen? Racine gab mehrere Ursachen an, als Hauptursache wirkte wohl der Umstand, daß die Schauspieler in Ermangelung guter Neuigkeiten sich oft an alte Stücke hielten, so zum Exempel an die Stücke von Scarron, welche gar nichts taugten und aller Welt zuwider wären. Bei diesem Ausspruch wurde die arme Witwe des Dichters Scarron (Frau v. Maintenon) über und über roth, nicht weil der Schriftstellerruhm des verstorbenen kleinen Krüppels so scharf angegriffen, sondern darüber, daß sein Name hier genannt wurde, und zwar vor demjenigen, welcher noch als sein Nachfolger da saß. Der König wurde verlegen. Die unheimliche Stille, welche plötzlich entstand, weckte den unglücklichen Racine auf, jetzt ward er inne, in welchen Brunnen seine heillose Zerstreuung ihn gestürzt hatte. Er war von allen dreien am meisten betroffen, wagte nicht mehr die Augen aufzuschlagen, noch den Mund zu öffnen. Dieß gräßliche Schweigen dauerte mehrere Momente, so hart und erschütternd war der Schlag. Das Ende davon war, daß der König ihn fortschickte, indem er sagte, er wolle arbeiten. Der Arme ging ganz begossen hinaus und erreichte in seinem traurigen Zustande Cayove's Zimmer.

Diesem seinem Freund erzählte er die Unglücksgeschichte. Es war nichts daran zu ändern und zu besfern. Von dem Augenblicke an haben weder der König noch Frau v. Maintenon je wieder mit Racine gesprochen, ja, ihn nicht wieder angesehen. Er empfand das so tief, daß er darüber hinfällig und elend wurde und nicht mehr zwei Jahre lebte.

— In medizinischer Hinsicht kann man die Vereinigten Staaten das Paradies der Quacksalber nennen, die hier mit ihrem Saffaparilla-Extrakt, Anti-Schwindsuchtsbarometer (der außer Schwindsucht auch die andere Krankheiten hielt) Cholera-syrup, Naphthasyrup, Pflanzenextrakt wider Epilepsie und Rückenmarks-Schwindsucht u. u. unglaubliche Geschäfte machen, und in der Regel reich dadurch werden. An ein festgeordnetes Medicinalwesen, wie in Deutschland, ist hier gar nicht zu denken. Wer im Medicinalfach sein Glück zu machen hofft, legt sich ohne Weiteres den Doctortitel bei, und kurtirt darauf los bei jedem, der sich beschwazzen läßt, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Ein nordamerikanischer sogenannter Schiffsarzt, der voriges Jahr dem „Washington“ beigegeben war, gab unterwegs allen seinen Patienten ohne Unterschied Kalomel ein, so daß manche von ihnen den Speichelfluß bekamen. Eine New-Yorker, „Doktorin der höheren Geburtshülfe,“ (in Pennsylvanien besteht eigens für Frauenzimmer eine medicinische Fakultät mit dem Privilegium, „Doktorinnen der Medizin“ zu creiren) die vor einiger Zeit zu einer Entbindung gerufen wurde, mochte sich wohl zu sehr beeifert haben, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, denn sie riß dem Kinde den Kopf ab. Leinweber, Schuster, Schneider, kurz Leute jedes Schlages, sieht man als Besitzer von Apotheken fungiren, und was für Dinge dabei vorgehen, läßt sich leicht denken. Vorigen Herbst wurde das jüngste Kind einer Familie vergiftet, weil der Apothekenbesitzer sich vergriffen und statt Glaubersalz Arsenik gegeben hatte. Zu solchen schrecklichen Thatsachen schweigt die Staatsverwaltung, von dem Prinzip ausgehend, daß die Medicinalpolizei die staatsbürgerliche Freiheit beeinträchtigen würde! Aus dem nämlichen Grunde enthält sie sich auch fast aller übrigen polizeilichen Beaufsichtigung, mögen auch Hunderte von Menschen durch das Zerspringen von Dampfesseln in den Fabriken, auf Eisenbahnen und Dampfschiffen aus bloßer Fahrlässigkeit jährlich ums Leben kommen. Vom dem Verlust so vieler Menschenleben abgesehen, berechnet man den Schaden, der durch den Untergang oder die Beschädigung von Mississippi-Dampfboten in dem einzigen Monat Jänner d. J. entstanden ist, auf nicht weniger als 806,000 Dollars!

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Auferstehung.

Eine Paramythe.



Es war an jenem schmerzlich-frohen Tage, als Josephs Brüder, von der Hungersnoth in Canaan getrieben, nach dem paradiesischen Egypten zogen.

Von dem Statthalter des Landes, ihrem verkauften Bruder, mit harten Reden und Anklagen gezeißelt, harrten sie bestürzt dem Ausgange ihrer Sendung entgegen.

Joseph, nach langem Kampfe, von zärtlicher Bruderliebe übermannt, verließ die Halle und, in sein geheimstes Gemach zurückgezogen, müdete er sich ab, die hastige, heiße Thräne zu unterdrücken, die Furche des tiefsten Schmerzes auf seiner Stirne zu glätten.

Er kehrte zurück in die Versammlung, lud besänftigt die Brüder, — die Fremden — zum Gastmahle ein. Daß an der königlichen Tafel beim Genuße der Speisen und der balsamischen Weine die köstlichste Labe nicht fehle, waren auch die Weisen Egyptens, die auf dem Felde der göttlichen Weisheit graugewordenen Hieroglyphendeuter zugegen.

Die höchsten Fragen der Menschheit: Gott, Unsterblichkeit, Auferstehung kamen zur Sprache. Die letzte Frage die eben erörtert werden sollte, stieß bei einigen egyptischen Weisen auf harten Widerspruch.

„Die Atome der Seelenhülle, des todten Körpers — rief Necho, der greise Erzieher der königlichen Kinder — sind zerstoßen, in alle Winde verweht. Wenn auch nicht zerstört, nicht vernichtet — da Nichts in der Welt vernichtet werden kann — wo fänden sich je die einzelnen, in aller Luft versprengten Theile wieder zu einander, um wieder ein Ganzes zu bilden, wie es einst lebte und fühlte, sich freute und sich betrübt. — Daß die Form, wäre sie nur vorhanden, organisch gebildet, belebt werden könnte, will ich dir zugeben, um nicht Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu häufen. Aber wo das Gefäß für den Lebensgeist hernehmen? Wie den zersehten Staub wieder zur vorigen Gestalt zusammenfügen?“

Die geübtesten Kämpfer im gelehrten Streite unter Jakobs Söhnen suchten eifrig diese alte Glaubenslehre mit beredter Zunge zu verfechten. Besonders war es Isachar, der jetzt an den starren Necho das Wort richtete:

„Die theuersten Kleinodien des menschlichen Her-

zens werden von einem schlichten Sinne, einem kindlichen Gemüthe oft leichter begriffen, dauernder festgehalten, als von der tiefen Weisheit ernster erfahrener Forscher.“

„So will auch ich, statt hochstolzirender Beweisgründe, dir ein schlichtes Märchen erzählen, um deinen stolzen verneinenden Verstand mit zartem seidnen Gespinnste zu fesseln und so den gewaltigen Kolos mit sanften Banden nach und nach dem Glauben zuzulenken.“

„Im Lande Chawila, wo das Gold werthlos am Pisonufer, wie der Sand am Weltmeere, aufgehäuft liegt, hat das seltene Eisen im Verkehr denselben Werth, wie bei uns das Gold. Eisen regiert dort die menschlichen Handlungen und Leidenschaften. Der Besitz des Eisens ist dort die Zielscheibe jeglichen Strebens.“

„Ein Reisender aus Aram Naharaim, der dort einige Zeit lebte, erzählte mir ein seltsames Begegniß. Er trat eines Tages in das Gemach eines ihm befreundeten Heilkünstlers, als eben Niemand zugegen war. Auf dem Estrich war nach Landes Sitte feiner Sand ausgestreut. Die Sonnenhitze war sehr groß; und während er, seinen Freund erwartend, den kühlen Wasserstrahl aus einer Marmorurne im Palmengarten rieseln hörte, bemeisterte sich seiner ein heftiger Durst.“

„Er wollte in den Garten, um seinen Durst zu stillen. Da ihm aber ein Trinkgefäß mangelte, griff er in Eile nach einer Krystallschaale mit dunklem Staub gefüllt, schüttelte den Inhalt, der mit dem Bodensande im Gemache eine Aehnlichkeit zu haben schien, auf das Estrich und wollte hinab in den Garten.“

„Zu spät bemerkte er, daß es nicht Sand war, was er verschüttet, sondern kostbarer Eisenstaub, womit der Arzt Milzkranke zu heilen pflegte.“

„Er erschrock, er eilte fort, er wollte in der ersten Bestürzung die Flucht ergreifen. Schon war er zur Zimmerthür hinaus, als der heimkehrende Arzt ihm entgegentrat.“

„Der arme Aramäer fiel ihm zu Füßen, und gestand das Unheil, das er aus Unvorsichtigkeit im Hause angerichtet. „O, der unseligen Uebereilung! — rief er — wie den Schaden ersetzen, da es unmöglich ist den verschütteten und zerstreuten Eisenstaub von dem mit ihm vermengten Bodensande aufzulesen?“

„Beruhige dich! — entgegnete der Arzt. Du sollst

es mit eigenen Augen sehen, wie dem Uebel abzu-
helfen."

"Er öffnete einen geheimen Schrank, und nahm
eine Tafel heraus. Mit der Fläche dieser Tafel fuhr
er über den Bodensand hin und her, und die feinsten
Atome und Körner der zerstreuten Eisenselle spran-
gen wie belebt empor und blieben an der Tafel haf-
ten. Der gemeine Sand aber blieb am Boden
zurück."

"Diese Tafel war ein Magnetstein, der durch seine
Anziehungskraft dieses Naturwunder bewirkte."

"Nun gestehe, weiser Sterblicher! der die göttli-
chen Geheimnisse sehen und tasten will, um sie zu
glauben — was diesem leblosen Stein auf natürli-
chem Wege zu vollbringen möglich, wird doch
eine uns unbekannt göttliche Macht auf die zer-
streuten Atome des menschlichen Leibes zu üben im
Stande sein?!"

Letteris.

Pester-Büchermarkt.

Bacher, J. W., neue Weinbaulehre, Augsburg —
Defon, D., Robinson Crusoe. 2. Aufl. 1 Bändchen
Leipzig — Guskow, K., die Ritter vom Geiste, 1
Band Leipzig — Kapp, Dr. C., J., H. Rauffe, der
Reformator der Wasserheilkunde. Hamburg — Kest-
ner, Dr. A., römische Studien. Berlin. — Kubter
F., Gedichte. Winterthur. — Kunze, Dr. A.,
Experimentalphysik. Wien. — Das Leben und der
Tod. Zur Belehrung und Beruhigung. Leipzig —
Leonhardt, C. G. A. Bürger, ein deutscher Poet.
Dichtungen. Biesland. — Merk, J., vollst. Handbuch
der Hausthierheilkunde. 4. Aufl. München. — Neu-
mann, Dr. C. F. Elemente der Mineralogie, 2. Aufl.
Leipzig. — Nieritz, G., deutscher Volkskalender für
1851. Leipzig. — Pilger, der deutsche, durch die
Welt. Kalender für 1851. Stuttgart. — Poppe, J.
H. M., v. Volksgewerbslehre, 6. Aufl. 1 Bändchen
Stuttgart. — Ring, M., die Kinder Gottes, Roman
3 Theile. Breslau. — Schleiden, Dr. M. F., Grund-
riß der Botanik 2. Aufl. Leipzig. — Seidel, C.,
Charinomos. Beiträge zur Theorie und Geschichte der
schönen Künste. 2 Bände Leipzig. — Simrok, K.,
das deutsche Räthselsbuch. Frankfurt a. M. Spinn-
stube, die, Volkskalender für 1851. Frankfurt a. M.
— Volkshumor, deutscher Schwänke 1 Bändchen,
Stuttgart. — Wigleben, A. v., Deutschlands Milli-
tär-literatur im letzten Jahrzehent. Berlin.

Dresden.

Wer, von den Bahnhöfen der Neustadt kommend,
die Residenz der Augusta wieder betritt, muß glauben
das alte königliche Dresden unverändert vor sich zu
sehen. Die katholische Kirche mit ihren Galerien,
ihren Heiligengestalten, hoch in den Lüften schwebend,
all die Kuppeln und Paläste im träumerischen Duft,
der Himmel mit merkwürdig mattem Glanze wie eine
blaue Krystallglocke, unter welcher die ganze Pracht
von Gebäuden steht; Regimenter zu Pferd und zu
Fuß mit klingendem Spiel vorbeimarschirend, ele-
gante Männer und Frauen, alles so weitausschrei-
tend, rasch — selbst die Hunde laufen schneller in
einer großen Stadt. Wie das alles fährt, rennt,
fliegt, besonders spät, am Sommerabend, wo die
einen heimkehren vom Spaziergang, die andern sich
erst recht in das Welttreiben stürzen. Wie unterneh-
mend, ermattet oder befriedigt erscheinen da die
Menschen! Man freut sich denn doch sehr eine große
deutsche Stadt zu sehen, eine Art von deutschem
Centrum quand même. Und so etwas ist Dresden.

Nach kurzem Verweilen dürfte man sich aber doch
überzeugen daß die Kämpfe der Neuzeit, welche die
schöne Elbestadt durchzuckt, ihre Spuren hinterlassen
haben. Ich will gar nicht der Geister gedenken welche
noch umherirren mögen, nicht der gespenstischen
Kämpfer die unsere Einbildung aus dem dunkeln,
jüngst so blutigen Pflaster auftauchen läßt, wenn wir
zu Nachtzeit durch die einsamen schwarzen Gassen
schreiten, nicht des Wehes das jeden beschleicht dem
man die Plätze, die Häuser als strategische Punkte
eines Schlachtfeldes bezeichnet, will nicht erwähnen
wie manchem doch die liebsten Erinnerungen der Ver-
gangenheit vergällt werden mögen, wenn er die
trauten Stätten seiner schönen Jahre oder Augen-
blicke in Denkmale von Mord und Brand verwan-
delt weiß, und die Scenen der Heimath, der Kind-
heit, des Glückes mit Bildern von Flammen und
Blut verwoben — denn überall wird uns irgendein
Moment des Bürgerkrieges zurückgerufen. Selbst im
Heiligthum der Kunst begegnet uns noch hie und da
an den Mauern der Bildergalerie, an einem Gold-
rahmen oder wohl gar auf der Leinwand des Mei-
sters eine Wunde welche die zerstörende Kugel geris-
sen. Wenn wir von der Brühls-Terrasse oder von
der durch die Glorie des Abends verklärten Elbbrücke
den Blick von den Purpurwolken auf die Nebenberge
schweifen lassen, fällt er auf das kleine Wachtthaus,
an welchem jenen General durch das Georgenthor
aus der Schloßstraße das verhängnißvolle Geschöß
traf. Hier an der Post sind ganze Häusergruppen,
dort einzelne Erker neu aufgebaut. Aus jenem Fen-
ster hat man Leichen gestürzt, dort auf dem Altmarkte

lagen sie in Schichten auf einander. Selbst den alten Hesperidengarten im Zwinger hat das Feuer verwüstet. Zwar grünen die Drangenbäume wieder im Hofe des wunderlichen Baues, der wie eine Welt von Abenteuern mit seinen wimmelnden Gestalten der Götter, Heroen, Genien und Ungeheuer zur Ruine verwandelt, mitten in die Modernheit hereinragt, geheimnißvoller und malerischer als früher an das Heidelberger Schloß mahnend. Sie jammern uns die zerstörten Steinbilder, all die armen thörichtesten Gestalten! Dort zwei Grazien, von der dritten verlassen; hier Amor und Psyche, die sich umschlingen, als weine eines am Halse des andern über die Verirrungen der Geschichte, oder als halten und lieben sich die zwei, ob auch die Welt untergehe. Nur eine schauderhaft häßliche Sieges- und Ruhesgöttin mit Posaune blieb unter so vielen Trümmern aufrecht. Ist's doch als sollten gleichsam zur Sühne gerade die Repräsentanten jener Renaissancezeit, welche am meisten gesündigt hat, auch zunächst das Opfer werden.

Man kann ferner auf den Promenaden sich nicht im Schatten ergehen, ohne verkrüppelten Kriegern zu begegnen, ja invaliden Offizieren mit bartlosen, noch kindlich runden Wangen, eben aus dem Cadettenhaus entlassen, um die erste traurige Wasserprobe gegen die Brüder des eigenen Vaterlandes zu bestehen.

Aber abgesehen von allem diesem mußte Dresden, die so durchweg hocharistokratische Residenz, mehr als jeder andere Ort den Einflüssen des Tages unterliegen, die hier langsamer, dort rascher, unausbleiblich überall, an den Bevorzugungen nagen. Die sächsische Königsstadt ist eine künstliche Schöpfung, sie hat kein Volksleben, nichts organisches. Schon daß alles Bedeutsame hier ganz nahe zusammengedrängt ist, was den Aufenthalt zumal für Fremde so bequem macht, weist darauf hin wie alles so recht für einen Einzigen bereitet ist. Um den Mittelpunkt welchen das Schloß bildet, drängen sich im Kreise die Elbbrücke, katholische Kirche, die kosmopolitische Terrasse mit ihrer breiten Treppe, von Löwen bewacht, das zur Nacht wie ein Feenpalast über den Stromspiegel schimmernde, Theater, die Bildergalerie mit ihren Madonnen von Rafael, Murillo, Holbein und Francia, der Zwinger mit seinen Schätzen, die andern Kunstsammlungen und Paläste. So hat sich auch stets ein zahlreicher Adel, aus der Heimath und Fremde, um diesen Thron versammelt, und viel Glanz über Dresden geworfen, das in der jüngsten Vergangenheit mit Undank dafür zu lobnen schien und die langbesessene Gunst verlor. Verboten stehen die Hotels mit ihren langen üppigen Zimmerreihen, die sich sonst für die Winter- und Sommerfalkon — denn Dresden besitzt beide — den Zugvögelschaaren öffneten.

Die vornehmen Familien, die höchste Aristokratie, darunter einige fürstliche Häuser, denken mehr und mehr ans Wegziehen, und wer nicht gehen, sich aus den Verhältnissen nicht losmachen kann, schränkt sich möglichst ein. Besonders bemerkt man große Verstimmung über die Einkommensteuer und ihre gar zu lästige Controle. Wer nicht genau zu berechnen vermag was ihm die Güter tragen, muß wenigstens angeben was er verbraucht, und die Folge davon ist daß jeder sparsam wird, um möglichst wenig zu verthun. Wer sonst zehn Diener hatte, hält jetzt drei, und man besinnt sich eine Haube, ein Buch zu kaufen, wenn man es verrechnen muß. Indem man für andere rechnen soll, lernt man es für sich. Der Ueberfluß, der Luxus schwinden, der Mangel tritt vor, Industrie und Verkehr stocken. Davon merkt man freilich nichts in den Gasthöfen, in welche die Eisenbahnen unaufhörlich einen Menschenstrom schütten, Reisende die rasch her- und hinstellen, denn seit Jahren war der Besuch der böhmischen Bäder nicht so stark, als wollte alles die zwei Sommer nachholen in denen Gesunde und Kranke zu Hause bleiben mußten. Trotz diesem flüchtigen Gewimmel gemahnt das prächtige Dresden an eine etwas alternde Schönheit. Sie hat noch immer herrliche Spuren von Reiz, aber der Lebensfrühling ist doch hin, der Herbst des Alters naht fröstelnd.

Der Bürger von Dresden in seiner Gewohnheit der Unterwerfung, der höflichen und auch höfischen Unterordnung, empfindet die so plötzlich über ihn hereingebrochene Ungnade schwer. Ist er doch so bescheiden, so ruhig, und entschädigt sich, nach Art der Dienstharen, höchstens dadurch daß er ein klein wenig hinter dem Rücken schmählt. Der Hof hat sich seit dem Maidrama noch strenger abgeschlossen als es schon früher die Etikette verlangte. Natürlich erzeugt schmerzliche Erfahrung Bitterkeit. Hier aber sollte etwas zu aufrichtiger Versöhnung geschehen. Darin wird manches versäumt, selbst gegen die Treuesten. So hat, zur Zeit als der König auf dem Königstein war, die Frau eines Gensd'armen mit großer Aufopferung und Gefahr seine Briefe besorgt. Seine und der Minister ganze Korrespondenz ging durch dieses Weibes Hände. Aber sie erhielt bei der Rückkehr, wie allgemein versichert wird, auch nicht das leiseste Zeichen der Zufriedenheit dafür. Dergleichen und die daraus entspringende Entfremdung zwischen Volk und Herrscher ist doppelt zu beklagen, wo sie sich ohnehin fern stehen. Konnte es bedeutungslos für die Sachsen bleiben daß ihr Fürst in der Meinung so vieler zu einem andern Gott betet, einen andern Himmel hat als sie, und daß nicht nur die vielen Hofleute, sondern auch noch die vielen Heiligen zwischen beiden stehen? Wenige würden hier persönlich berührt durch ein persönliches Unglück das den

Monarchen beträfe, wie dieß in Preußen noch vielfach der Fall wäre, wo sich freilich aus Friedrichs Zeit noch Gedanken von Größe und Ruhm an das Regentenhaus hängen und schon der Stolz seine Befriedigung findet. Diese sächsischen Fürsten zeichnen sich übrigens durch Wohlwollen, Bildung und selbst durch Gelehrsamkeit aus. Traulich klingt es, wenn uns beim Umherführen im Schloß auf die Frage: warum eine Sänfte im Vorzimmer der Königin stehe? geantwortet wird: „Ei nun, das ist nur wenn die Königin zu Johannis hinübergeht.“

Wenn wir einiger Schwächen der Einwohner von Dresden gedacht haben, so dürfen wir um so weniger ihre guten Eigenschaften vergessen: den gebildeten Sinn, die Gewohnheit des Anstandes, die Mäßigkeit welche hier bis in die untersten Klassen herrschen. Nichts rohes, nichts unsittliches, kein Straßenskandal. Nirgends dürften so selten Betrunkene und gequälte Thiere gefunden werden. Besonders liebenswürdig, schlicht und verständig, ächt und tüchtig ist der sächsische Landmann.

Träumereien.

Graf Cüstine sagt in einem seiner Romane: „Es gibt Frühlingstage, an denen die Liebe in der Luft liegt, und Tage im Herbst, die unwillkürlich zum Denken stimmen.“ Dieses Denken ist dann gewöhnlich wehmüthig, träumerisch. Es fallen Einem verschollene Freuden, begrabene Hoffnungen ein. Das im Winde raschelnde Laub erinnert an die Vergänglichkeit des Daseins, an das Schwinden alles Irdischen. Unwillkürlich tritt ein Grab vor unsere Seele, ein Grab, darin eine Schwester, ein guter Freund, oder eine erste Jugendgeliebte ruht. Ach, das Leben ist wie ein großer Ball, auf dem Alles Glanz, Glück und Vergnügen ist. Die Paare drehen und wenden sich, die Musik erschallt, die Gewänder fliegen. Alle Welt ist lustig, rosiger Laune, guter Dinge. Nur hier und da geht ein Einsamer oder Einer, der ohne Bekanntschaften ist. Aber um Den kümmert man sich nicht. Man lacht, man trinkt, man scherzt, man reicht sich Blumen und Schleifen, Hände und Herzen. Endlich jedoch wird es spät. Erst geht Einer und dann wieder Einer, und zuletzt gehen Alle. Der Lärm verliert sich, die Säle werden leer. Wer kennt das Gefühl der Bangigkeit nicht, von dem man beschlichen wird, wenn man sich allein auf einem Plage findet, auf dem man kurz zuvor mit vielen Hunderten zusammen war? Noch sieht man die Stelle, auf der Einem ein Bekannter die Hand reichte, eine schöne Dame mit einem Lächeln grüßte. Hier ist noch der Stuhl, auf dem die Geliebte saß und dort das Glas,

aus dem ihre Lippen den Champagner küßten. Ach, und nun ist Alles dahin, Alles vorbei, was Einem im Lenz erfreute, im Sommer beglückte. Man war in der Schweiz, am Rhein, in Dresden. Man war vergnügt und heiter zusammen. Nun stob wieder Alles auseinander und man steht einsam im Herbst und sieht die Blätter fallen. Diese fallenden Blätter, dieser graue Himmel, diese strenge Luft: Cüstine hat Recht, sie machen pensiv, sie machen träumerisch. Träume aber, was sind sie? Nachtwandelnde Gedanken; Gedanken, die im Mondenschein der Seele über unsere Erlebnisse, unsere Erinnerungen und Gefühle gehen. Und solche Gedanken will ich hier niederschreiben. Ruft sie nicht an meine Leser; weckt sie nicht auf, mäkelnde Kritiker. Es sind schwebende, blasse, nebelhafte Gestalten, Gestalten aus Wehmuth und Thränen geformt, wie sie gewiß ein Jeder einmal gesehen. Jeder, er mag sein, wer er will, hat eine Stunde der Rührung, eine Stunde der Melancholie. Selbst Helden können weinen und erweicht sein. Hat doch auch Napoleon, der Mann von Erz, seinem Herzen Rechnung getragen. Seine Briefe aus dem italienischen Feldzuge beweisen, daß er sentimental sein konnte, wie ein schwärmerischer Jüngling. Ganze Nächte brachte er damit zu die seit Jahren an ihn gerichteten Liebesworte seiner Josephine zu lesen. Tausendmal sah er sie an und tausendmal küßte er sie. Aber nicht der große Kaiser allein, sondern auch, was mehr sagen will, der kleine Talleyrand konnte Augenblicke einer verschwimmenden Zärtlichkeit haben. Es gibt französische Memoiren, die den herzlosen Diplomaten schildern, wie er im blonden Haare der reizenden Saint-Elme spielt und billets de mille francs en guise de papillotes in ihre Locken schiebt. Marat, der grausame, blutdürstige Marat brachte halbe Tage mit der Pflege von Turteltauben zu. Robespierre konnte wie ein Kind mit seinem großen Hunde Berunt spielen und mit Leoduplay über die rührenden Stellen in den Tragödien von Racine weinen. Das Weinen ist überhaupt keine Schwäche, wie Das die Meisten glauben. Lamartine sagt mit Recht irgendwo einmal: „In einer Thräne ist oft mehr Genie, als in allein Museen und Bibliotheken der Erde.“ Es liegt auch in der That etwas Göttliches, ein Mysterium der Seele in ihr. „Ein Weib, das weint, ist heilig!“ ruft Platen schön begeistert in seinen Versen aus, und auf die Thräne des Mannes hat Anastasius Grün ein sehr bekannt und beliebt gewordenes Gedicht gemacht. Als Herodot einer griechischen Versammlung seine Geschichte vorlas, brach ein Knabe in heftige Thränen dabei aus. Und in diesen Thränen erkannte der Abherr aller Geschichtschreibung das große Genium, der später die ganze Welt in Verwunderung setzte. Er beredete den Vater, seinem Sohne eine

wissenschaftliche Ausbildung zu geben. Dieser Sohn war Thucydides.

Thränen, scheint es, sind der Thau, welcher das Genie befruchtet. Ist die Noth doch beinahe überall die Wiege des Talents! Verlegenheit, Armuth und Leid haben etwas Begeisterndes in sich. Schiller schrieb seine schönsten Gedichte unter geistigem Drucke, Rousseau seine bedeutendsten Werke aus Mangel an Geld. Die meisten Schriften Diderot's verdanken ihre Entstehung seinem eigenen Bedürfniß oder dem einer Madame de Roussieure, zu der er eine Neigung hatte und welche ihn oft genug in Kontribution setzte. Sie verlangte am Charfreitag einmal fünfzig Stück Friedrichs d'or. Er setzte sich hin, schrieb in einem Zuge seine „pensées philosophiques“ und brachte ihr zu Ostern die verlangte Summe. „Seid nachsichtig gegen das Elend“, ermahnte neulich einmal ein Schriftsteller in einer vielgelesenen Zeitung die Machthaber und Reichen, „ihr wißt nicht, was die Verzweiflung vermag. Sie kann aus jedem Judenjungen einen Jean Jacques und aus jedem Taugenichts einen Voltaire machen.“ Und Voltaire! Was ist Voltaire anders, als ein Trabant der Revolution? Schon Beaumarchais in seinem Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro“ hat ihn als solchen bezeichnet. Er läßt den lustigen Windbeutel einmal singen:

„Par le sort de la naissance,
L'un est roi, l'autre est berger;
Le hasard fit leur distance,
L'esprit seul peut tout changer.
De vingt rois que l'enceance,
Le trepas brise l'autel,
Et Voltaire est immortel.“

Die Unsterblichkeit Voltaire's, sie ist eben die Folge jenes Geistes, der Alles wechseln und verändern kann. Der Geist ist immer revolutionär. Diesen Sinn muß man wahrscheinlich auch dem Titel des großen Romanes unterlegen, der so eben von Karl Gutzkow ausgegeben wird und „Die Ritter vom Geist“ heißt. Diese „Ritter vom Geist“ sind gewiß nichts anders, als das revolutionäre Element der Neuzeit, das der Autor auf jene geheimnißvolle Weise auffaßt, die für derartige Produktionen heut zu Tage herrschend geworden. Der Ton der Pariser Mysterien ist nicht, wie man glauben könnte, ein willkürlich angenommen und erfundener, sondern im Gegentheil ein durch die Nothwendigkeit gegebener und bedingter. Auch vor der ersten französischen Revolution gab es Mysteres, die Alexander Dumas auf eine so spannende Weise für „die Memoiren eines Arztes“ zu verarbeiten verstanden hat. Gutzkow thut in seinem neunbändigen Werke etwas Aehnliches. Er löst die Räthsel einer eben erst verrauchten Vergangenheit, wie die Vergangenheit sich denn

immer erst in der Zukunft erklärt. Das Heute ist die Kritik des Gestern. Das werdende erläutert das Gewordene. Wie lange hat es gedauert, ehe man einsah, warum Heinrich Heine eigentlich witzig war! Es gibt Leute, die jetzt sogar noch nicht wissen, aus welchem Grunde Friedrich v. Raumer, als er damals vom Reichsverweser nach Paris zum Präsidenten der französischen Republik geschickt wurde, von diesem nicht feierlich empfangen wurde. Erzählt uns der alte, weltkluge Professor doch selbst in einem Buche, das er über diese seine diplomatische Sendung geschrieben, daß er in weißer Kravatte und schwarzem Leibrock in der Antichambre erschien. Er erschien in weißer Halsbinde und schwarzem Fracke. Warum nahm ihn Louis Napoleon nicht an? Niemand weiß es; Friedrich v. Raumer selber nicht. Die Zukunft muß es lehren. Sie lehrt so Vieles.

Berichtigung.

Wenn sturmos rings die Schöpfung ruht,
Und gleich verschämten Augen
Der Sonne Bild die Meeresfluth
Scheint zärtlich einzusaugen:

Ist's nicht, als ob der Himmel sei
Zu ihr herabgestiegen,
Und sehe man sein Konterfei
An ihrem Busen liegen.?

Doch schäumt durchs Meer erzürnt der Sturm,
Als ob er Silber pflüge,
Urplötzlich, o wie häßlich sind
Verzerrt die holden Züge!

Mein eignes Herz, du stille See
In träumerischen Tagen,
Die Liebe weiß und rein wie Schnee,
Wie magst du sie verklagen?!

Auch ihre süße Schönheit blieb,
Wie hoch die Fluth sich thürme,
Und was verwäscht ihr Bild so lieb,
Sind deine eignen Stürme!

Levitschnigg.

Wiener-Theaterwesen.

Ueber dieses läßt sich ein Korrespondent eines auswärtigen Blattes also vernehmen:

Die Revolution des März befreite mit der Presse auch das Theater. Die Vorstadt Bühnen brachten Pa-

rifer Neuigkeiten aus der Republik, welche indes zum großen Theile über den Wiener Horizont gingen und, wie z. B. das allerliebste Vaudeville „Propriété c'est le vol“, kein Verständniß fanden. Im Ganzen blieb das Theater hinter der Bewegung zurück, zumal wenn man den österreichischen Volkscharakter annimmt, der für sinnliche Darstellungen äußerst empfänglich ist. Schon aus politischer Klugheit hätten die Radikalen die Bühne mehr benutzen sollen. Freilich war es Sommer, und die Soldatenspieler mit der Nationalgarde war schon an und für sich Komödie genug. Die Direktoren thaten indes aus eigenen Mitteln, was sie konnten, und schwammen voll lustigen Behagens mit dem Strome der Revolution.

Nach dem Oktober, da das ganze Geschäftsleben darniederlag, waren die Theater fast die einzige Zerstreuung. Der Wiener hatte sich einmal in ein politisches Thier verwandelt — ohne Politik konnte er nicht mehr leben, es mußte also auch das Theater politisch werden. Die österreichische Presse befriedigte nicht länger seinen Appetit, der nach haute politique mit sauce piquante verlangte.

Die Arena ist die Macht des Tages geworden. Der stolze Name von jenseits der Alpen besagt eine ziemlich alte Geschichte. Die Arena ist ein offenes Sommertheater, wie solches unter der Benennung Tivoli in Hamburg seit länger als zehn Jahren bekannt ist und ohne großen Lärm in manchen andern deutschen Städten besteht. Freilich ist es da mehr für die untern Volksklassen berechnet und wird den wandernden Truppen, die im Sommer unbeschäftigt waren, überlassen. Hier dagegen sind seine Mitglieder dieselben im Stadttheater engagirt; ja, ich möchte sagen, ihre Rollen in der Stadt sind sekundär zu denen in der Arena, wo die neuen Stücke, die Rassenstücke zur ersten und glänzendsten Aufführung gelangen und die gebildetsten und vornehmsten (?) Klassen der Gesellschaft versammeln; bis zur zehnten Vorstellung und mehr heißt es regelmäßig; Logenbilletts sind vergriffen, und der Lösung der deutschen oder orientalischen Frage könnte von unserem Publikum nicht mit größerer Spannung entgegengesehen werden, als der ersten Vorstellung eines neuen „Tendenzstückes“ der Herren Elmar, Kaiser, Berla und Feldmann, dieser Hausgötter der Arena.

Die Arena besteht erst seit dem Sommer verfloßnen Jahres, ist also ganz Errungenschaft der Revolution. Sie liegt sehr günstig in der Vorstadt Fünfhäus hart an der frequenten Straße nach Hietzing. Inmitten eines schönen Gartens, ist die natürliche Landschaft recht hübsch zur Dekoration verwendet, und auch das Amphitheater, obgleich nur in Holz gebaut, macht einen gefälligen Eindruck. Wenn man sich einmal über die Illusion der Lampen wegsetzen

kann und an den Härten und Schärfen des Tageslichtes keinen Anstoß nimmt, so kann man bei warmen Sommerabenden mit Behagen sich zuweilen und ohne alle Prätention etwas vorspielen und vorsingen lassen. Auch will ich gern jede Kunstkritik bei Seite setzen und die groben Umrisse und grellen Farben al fresco übersehen. Der wahre Künstler wird ohnedies solche Profanirung seiner Göttin sich nie erlauben, und für die Anderen heißt es: Non ouilibet contiegit adire Corinthum. Darum kann ich die Herren Rott und Treumann, die beiden Koryphäen der Arena und Lieblinge des Wiener Publikums, auch nicht zu den Künstlern zählen, obgleich sie schöne Anlagen und Mittel und jedenfalls erstaunliche Routine und für ihr Genre selbst eine gewisse Vollendung besitzen. Auch auf dem Sockel der Komik und Burleske ist noch ein Ebenmaß der Schönheit zu behaupten. Davon ist keine Rede. Alles ist Charge und muß es sein. Man kann es sogar an denselben Stücken erkennen, welche, für die Arena berechnet, während des Winters in der Stadt gegeben werden. Jede Nuancirung ist verloren, und statt zu sprechen, schreien die Leute.

Indes wir wollten kein Wort verlieren, und die ganze Geschmacksverirrung den Sommertheatern, Tivolis, Arenas und wie sie sonst Namen führen, auf die große Rechnung des allgemeinen Verfalls unserer Nationalbühne setzen, wenn nicht hier jene Darstellungen sich als ein Bestandtheil des politischen Volkslebens, als ein Organ der öffentlichen Meinung, als oppositionelle Kundgebung geltend machten. Wegen der Kunst mag sich die Kritik abfinden; aber gegen so fabelhaftes Attentat auf die wahre Idee der Freiheit kann nicht entschieden genug protestirt werden. Allerdings sollte die Bühne eine politische Bildungsschule sein, aber wenn sie es nicht sein kann, weil unseren Zeitgenossen der Sinn und das Verständniß dafür verloren gegangen sind, so ist es besser, den Tempel ganz zu schließen, als falsche Götter darin aufzustellen und mit ihnen Götzendienst zu treiben. Es ist zwar eine traurige Alternative, zwischen den sittlichen Gemeinheiten eines Nestroy und den politischen Gemeinheiten eines Elmar zu wählen. Ich würde doch die ersteren lieber nehmen, denn die moralischen Grundsätze sind bei uns noch fester, als die politischen, und das Individuum, die Familie kann eher zu Grunde gehen, als die Gemeinde, der Staat. Dazu wird es aber kommen, wenn dieser Koulißens-Liberalismus unserer modernen Tendenzstücke immer weiter greift. Sehen Sie den „Paperl“, den „Gervinus“, das „Abhängig und Unabhängig“, die „Festlieder“, der „Dumme hat's Glück“ und andere geistesverwandte Sachen systematisch nach einander, betrachten Sie dabei aufmerksam das Publikum und sagen Sie, ob der Ein-

druck
Mehl
hat.
losigke
vond
Hand
auf di
Zu
eigenti
nicht d
der bü
vinus'
werden
litische
in gew
spielen
plets,
sind.
alles i
Deutsc
Albion
blik,
Schwei
dann z
nanzen
greist r
des Be
ein wü
daß da
werden
stellung
niesen,
ist. Im
nachsch
worden
sich mit

W

Zu
alten fr
Herrsch
die Her
es hei
u. s. w.

Dies
tischen
priester
auf dem
de, heiß
tern ruh
ihre ge
Diadem
sein wü

druck, den Sie davon entnehmen, nicht wie ein Mehlthau die Blüten Ihrer Hoffnungen getroffen hat. Sehen Sie ganz ab von der absoluten Werthlosigkeit der Arbeit, von dem Mangel an Erfindung, von der Leere der Gedanken, von der Dürftigkeit der Handlung — sehen Sie, so wie man verlangt, nur auf die Tendenz.

Zur Kenntniß der Leser muß ich erwähnen, daß eigentlich historisch-politische Ereignisse durchaus nicht den Stoff der Stücke bilden, der vielmehr meist der bürgerlichen Alltäglichkeit oder, wie bei „Gervinus“ einer alten Sage entnommen ist. Die Leser werden fragen: Ja, wo steckt denn nachher das Politische? Das Politische, meine verehrten Leser, steckt in gewaltsam herbeigezogener Improvisation, Wortspielen, und hauptsächlich in einer Reihe von Kouplets, welche nach gefälligen Melodien arrangirt sind. In den Knittelversen dieser Lieder wird nun alles in die Pfanne gehauen, was zu erreichen ist, Deutschland und Preußen vorweg, dann das perfide Albion mit Lord Palmerston, die französische Republik, die schwangere Königin von Spanien, die Schweiz, Kalifornien u. s. w. Von außen geht es dann zum Innern, wo Papiergeld, Börse und Finanzen die beliebtesten Themata sind. Manchmal greift man noch höher, selbst bis zur Unnahbarkeit des Belagerungszustandes. Nach jedem Vers erschallt ein wüthendes Beifallgeschrei, und es versteht sich, daß dann immer ein höherer Triumph aufgespielt werden muß. Darum strömt Alles zu den ersten Vorstellungen, man will die Blüthe in ihrer Fülle genießen, bevor ihr ein und das andere Blatt entfallen ist. Im Uebrigen ist die Censur für das Genre sehr nachsichtig; daß eine Aufführung durchaus verboten worden, ist noch nicht da gewesen, und man begnügt sich mit Modifikationen.

M. G. Saphir über die Rachel.

Zu dieser Rückeroberung und Restauration des alten französischen Theaters in seiner angestammten Herrschaft ward „ein Kind geboren in Israel, und die Herrschaft ruht auf seinen Schultern, und es heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held u. s. w.“

Dieses Kind, welches in dem Verfall des dramatischen Israel als Prophetin und Seherin und Oberpriesterin und Wiedergestalterin des alten Tempels auf dem heiligen Hügel des Klassischen geboren wurde, heißt Alle. Rachel, und auf ihren Atlas-Schultern ruht die Herrschaft des alten Kultus, und um ihre gedankenaussendende Stirne schlingt sich das Diadem der alten Tragödie, die da ist und war und sein wird, und auf ihrer Brust, auf diesem Besuw

feuerspeiender Leidenschaften, glänzen die altpriesterlichen Urim vetumim mit den Edelgesteinen Racine und Corneille, und an ihren Händen trägt sie an zehn sprachlebendigen Fingern die zehn Gebote des alten Jehovah vom Theatre-français dessen oberstes Gebot ist: „Du sollst keine andern Tragedien haben neben mir!“

Die Nachtigall ist die Rose unter den Sängern des Haines, die Rose ist die Nachtigall unter den Blumen, der Rachel ist die Rose unter den Sängern der französischen Tragödie, sie ist die Nachtigall in den steinernen Blumen des französischen Verses!

Sie athmet als Duft den Geist aus, den sie als trockenes Potpourri aus den antiken Vasen einathmet, sie verwandelt in Harmonie, in Süßigkeit und Wehmuth Philomelens, was ihr als Monotonie aus dem ewig gleich steif und kahlgeschnittenen Gärten des französischen Verses entgegengähnt.

Furchtbar und lieblich, gräßlich und reizend, erhaben und naiv, bewundernswürdig in ihrer Unart; — erschütternd da, wo sie wahr ist, verführerisch da, wo sie unwahr ist; — Furcht und Schrecken und Mitleid und Entsetzen in jeder Regung; Thränen in der Stimme, Schlangen und Grazien in der Rede; alle Abhängigkeit von Wort und Satz von sich werfend, jedes Verhältniß von Objektivität und Subjektivität aufhebend, jedes Gesetz des Rhythmus umgestaltend, jede Schranke der Kraft und der Besonnenheit durchbrechend und doch immer das Ziel mit unglaublicher Kühnheit erfliegend; das Blut kochen machend und es dann gorgonisch zu Eis erstarren lassend; das Herz aus dem Busen reißend, es zerfleischend, in Jammer und Thränen waschend, und es dann heil und ganz und beschwichtigt wieder gebend; das Schicksal dämonisch zum Kampfe auffordernd, den Dämon mit Engelstönen in den Schlaf singend und dann wieder den Engel mit dämonischem Gelächter in die Flucht jagend; ihren Willen ganz allein als Gesetz und Regel und Charakter und Geist erhebend, und in dieser Diktatur siegend dastehend auf den Trümmern aller bis daher dagewesenen Herkömmlichkeiten und traditionellen Spielarten; durch die Kraft des Geistes fühle die Leidenschaft aufstachelnd bis zum Ungeheuern, bis zum Monströsen, bis zum Unschönen und Unwahren, und durch die gigantische Kraft des Geistes und der Kunst dieses Ungeheuer dann zu bändigen mit dem Seitenzügel der süßen Rede, es zum Schönen, zum Wahren, zum Hinreißenden zurückzuführen an den Blumenfäden des Wohllautes und der innigsten Empfindung, schöpferisch bis zum Uebergreif und im Uebergreif noch consequent und psychologisch, — scheinbar zerrissene und zerstückte Verse, wie Döbler, am Ende durch einen Zauberschlag doch wieder als Ganzes vor uns erscheinen lassend, — das ist die Rachel!

Perche, wenn sie sich aus der tiefen Furche der Empfindung in ihre Höhe erhebt; Nachtigall, wenn sie den Schmerz und die Wehmuth der Liebe in den Laubgängen liebender Herzen singt; Geier, wenn sie in wilder Leidenschaft ihren Gegenstand faßt, mit den Klauen der Wildheit ihn emporträgt in den Rayon des höchsten Affektes, daß das Gefieder ihres Opfers herabstäubt auf die staunende Menge; Adler, wenn sie mit ihrem Auge, diesem ihren wunderbaren stummen Sprachrohr der verschiedensten Gefühle, in majestätischer Ruhe hoch über ihrem Gegenstande schwebt, im Strahle der lauteren Auffassung, mit dem stolz segelnden Fittig, weithintragender Seelenhaftigkeit, und dann wieder buntschillernder Colibri, wenn sie sich niederläßt, um durch das Gebüsch der Nuancen, durch die grünen Gärten des Naiven, Schalkhaften, Ironischen, Muthwilligen hin und her zu schlüpfen, — das ist die Rachel!

Miszellen.

Industrie-Ausstellung in London von 1851. Wir haben neulich von der ersten Gruppe gesprochen. Wir kommen jetzt zur zweiten Gruppe, den Maschinen aller Art. Es ist kein Zweifel, daß die großen englischen Etablissements Alles aufbieten werden, ihren alten Ruf zu behaupten. Frankreich und Belgien werden jedoch nicht ermangeln, vor allen Andern den Wettstreit aufzunehmen. Hr. Dupin erinnerte bereits die Franzosen daran, ihre Locomotiven zur Vergleichung mit den englischen nach London zu schicken. Er fordert die Wagenbauer, Goldschmiede und Juweliere auf, für ihren alten Ruf in die Schranken zu treten. In Chronometern, Schießwaffen, Säbelklingen, in mathematischen, chirurgischen und musikalischen Instrumenten hat Deutschland eben so wenig mit Frankreich die Nebenbuhlerschaft Englands zu fürchten. In der großen Sektion der zweiten Gruppe wird es sich am meisten herausstellen, welche Nation durch Fleiß, Kunstsin, Erfindungsgeist und Ausdauer den Vorzug verdient. In dieser Gruppe werden geordnet erscheinen: Dampfmaschinen für Land und See, vollendet mit allem Aufwand der Kunst und versehen mit all den vielen kleinen Vortheilen, um die mächtigsten Maschinenwerke in Bewegung zu setzen, zu lenken und nach Belieben zum Stillstand zu bringen. Ferner Wasserräder, Windmühlen mit all ihren Einzelheiten, Pumpen, Feuersprizen, Schraubengewinde, Krabne, Wagen aller Art, Maschinen für Eisenbahnen, Schiffswerf-

ten, Bauten; zum Wägen, Zählen und Messen naturwissenschaftliche Instrumente, alle Arten Feuerwaffen, Webstühle und Druckcylinder; musikalische Instrumente, Maschinen zur Fabrication von Papier, Seide, Strümpfen, Flanell; zum Schneiden, Stampfen, Walken, Dehnen Bohren und Poliren von Metallen; Handwerkszeuge aller Art, mit einem Wort, Jeder wird in dieser Gruppe sehen können, wie der Stoff für ein Kleid, das Leder für seine Fußbekleidung, wie Nadel und Stecknadel, Knöpfe, Messer und Schrauben u. s. w. gemacht werden, wie Teppiche gewoben und Küchengehirre fabrizirt werden. Um Alles besser zu veranschaulichen, werden die Maschinen in Gang erhalten werden, die Druckerpresse wird in Thätigkeit sein, desgleichen alle Werke, durch welche das rohe Metall bis zu den feinsten Uhrfedern und Nähnadeln verarbeitet wird. Unter den Modellen wird das der Britannia-Bridge, der Plan der Nilß-Barage und der wichtigsten englischen Schiffswerften ausgestellt sein.

— Der einst berühmte Sänger Hr. Duprez in Paris widmet seine schöne, siebenzehnjährige Tochter Caroline der Bühne; sie ist für die italienische Oper bestimmt und soll ein großes Talent besitzen.

— Bei einem Feste, welches der Theaterdirektor Lumley in London gab, befand sich unter den Gästen auch ein indischer Fürst, welcher das Verlangen aussprach, der anwesenden Tänzerin Charlotte Grifi, die er im Theater bewundert hatte, vorgestellt zu werden. Aber groß war das Erstaunen des Indiers, als er die Künstlerin hier nicht wieder erkannte und naiv seine dießfällige Aeußerung, daß dieses deswegen der Fall sei, weil dieselbe nicht entkleidet war, wie er sie im Theater stets gesehen hatte.

— Vor einigen Tagen ward in London ein zweiter Fälscher von österreichischen Banknoten festgenommen, und dieser wird vor die nächsten Assisen gestellt werden. Es ist ein gewisser Antonio Molteni aus Como, und die in seinem Besitz gefundenen 3000 gefälschten Banknoten sind Abdrücke der zur Circulation in der Lombardei bestimmten Fünf-Lire-Scheine. Der Fälscher wurde verhaftet, als er eben aus der Werkstätte des Graveurs Lee in Holborn trat, den er zum Abdrucken seiner Platte gebraucht. Vor dem Polizeigerichte in der Bow-Street gab Molteni vor: er habe im Auftrage eines Fremden gehandelt, dem er in Frankreich begegnet.